

MICHAEL KLETT



Foto Archiv

### Gentleman-Verleger

In die Wiege sei ihm die Verlegererei nicht gelegt worden, behauptet Michael Klett dann und wann gern – wohl wissend, daß er mit dieser Koketterie seine eigene Bestimmung Lügen straft. Denn Klett ist längst das geworden, was ihm zunächst überhaupt nicht naheliegender erschien: erfolgreicher Verleger. Als Vorstandsvorsitzender der Ernst Klett AG dirigiert er heute eines der letzten großen eigentümergeführten Verlagshäuser der Republik, einen (wie er das nennt) „Familienbetrieb“, der zuletzt mit gut zweitausend Mitarbeitern einen Umsatz von 314 Millionen Euro erwirtschaftete. Teil dieses Imperiums ist die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH – besser bekannt unter dem Namen Klett-Cotta –, die in diesen Tagen auf ihre fünfundsiebenzigjährige Geschichte zurückblickt.

Im Mai 1977 hatte Michael Klett, seit 1969 Mitglied der Geschäftsleitung und seit 1976 Alleinverantwortlicher für den vom Vater Ernst Klett übernommenen Schulbuchverlag, die belletristische und geisteswissenschaftliche Zweigstelle eröffnet und in der Folge zu einem der bedeutendsten schöngestigten Häuser in Deutschland ausgebaut. Zunächst aber hatte Michael Klett einige biographische Winkelzüge zu meistern, die Rolle des Sohnes eines großen Vaters war dabei sicher nicht die geringste Hürde. Zum Abitur mußte man den „schulischen Schwerenöter“ (Selbstbeschreibung) via Internat verhelfen; eine Laufbahn als Berufsoffizier gab er auf, lernte statt dessen das Verlagshandwerk, bevor er sich in Berlin seinem Lebensziel, der Schauspielerei, näherte. Nach einem Studium ohne Abschluß (weshalb er sich heute mit dem ihm eigenen Schalk als einen, der eigentlich nichts gelernt habe, bezeichnet), folgte er schließlich dem Angebot seines Vaters, in den Verlag einzusteigen und absolvierte einen Crash-Kurs im angelsächsischen Verlagsgewerbe.

Daß der passionierte Jäger nach einem überseeischen Jagdabenteuer seinem Vater J.R.R. Tolkiens bis dahin in Deutschland unbekanntem Roman „Der Herr der Ringe“ zur Veröffentlichung vorschlug, erwies sich bald als genialer Schachzug: Mit Tolkiens kam die finanzielle Basis für den Verlag, der bis heute (und heute mehr denn je) auf die regelmäßigen Verkäufe dieses Fantasy-Klassikers setzen kann. Tolkiens finanzierte über die Jahrzehnte auch jene Werkausgaben, mit denen Klett-Cotta zum Hüter einer Tradition wurde: Jünger, Borchardt, George, Benn. Dazu kamen Zeitgenossen wie Jean Améry, Heißenbüttel, Burgess, Doris Lessing, Hugo Claus, Javier Marias, Brigitte Kronauer. Zum wissenschaftlichen Ruf trugen unter anderem Hofstadter, Spaemann, Minsky, Csikszentmihalyi und Gardner bei, hinzu kommen Handbücher aus dem Bereich Historie und Psychologie, Zeitschriften wie der „Merkur“ und „Theater heute“.

Michael Klett ist nicht nur ein schwäbischer Unternehmer von großbürgerlicher Lebensart, er ist nebenbei auch passionierter Gärtner, Jäger, Fechter und Bergwanderer. Vor allem anderen aber ist er ein Herr – sozusagen alte Schule im zeitgenössischen Gewand. Mit Neugierde und Begeisterung erfüllt der Vierundsechzigjährige den Spruch des englischen Verlegers Sir Stanley Unwin, die Verlegererei sei eine „profession for gentlemen“; Tag für Tag mit Leben.

HANNES HINTERMEIER

## Leviathan an der Autobahn

Rechtfertigung einer Synthese: Zumindest in Utopia ist Leverkusen Meister / Von Andreas Rosenfelder

T räume und Schäume bestehen in aller Regel aus Kunststoff – nicht allein dann, wenn sie wieder einmal zu schön sind, um wahr zu sein. Dennoch dürfen die hundert Prozent Synthetik unter keinen Umständen auf dem Etikett stehen. Leverkusener, zeitlebens gezeichnet durch eine Herkunft ohne Herkunft, wissen um diese Tragik aller künstlichen Paradiese. Denn ihre Stadt, 1930 im Namen des verdienten Apothekers und Farbenfabrikanten Carl Leverkus aus ein paar werksnahen Kaffern zusammengewürfelt, ist reinste Synthese – nicht nur im Sinne der Chemie, die kracht und stinkt, sondern durchaus auch in jenem der Metaphysik, die angeblich nie gefingt.

Andere Städte leiten ihr Wesen von Traditionen ab, die näher besehen auch nur im Weißbierverzehr oder Untertagebau bestehen. Leverkusen hingegen bezieht seine höhere Einheit immer noch geradewegs aus jener großindustriellen Mondstation am Stadtrand, die einst als gigantisches Kunstherz pulsierte und die nun immer mehr einem abgekapselten Fremdkörper gleicht. Gerade die Stadt, deren kreisrundes Wahrzeichen weltweit Apotheken erst als Apotheken ausweist, steht im Dauerverdacht, ihr Dasein einem großangelegten Etikettenschwindel zu verdanken. Dabei führt Leverkusen doch nur in aller Deutlichkeit das Fundament jeder noch so urwüchsigen Stadt vor Augen: schiere Willkür. Auch Rom wurde zwar nicht an einem Tag erbaut, aber eben doch – sieben, fünf, drei – in einem genau bezifferbaren Jahr gegründet. Anders als die ihrem Namen nach Ewige Stadt verwahrt Leverkusen seine Herstellung jedoch nicht als Mythos, sondern als Verwaltungsakt und mithin besseren Zufall in der Erinnerung.

Immerhin unterscheidet man vor Ort – die Urworte der Behördensprache verweigend – immer noch gerne zwischen der „City A“ und der „City B“, um die beiden gänzlich unverwechselbaren Hemisphären der in den Sechzigern aufgeschütteten Innenstadt zu bezeichnen. Doch selbst wenn die Stadt eine einzige Wortschöpfung wäre: Beruht nicht jede Schöpfungsgeschichte auf einem Triumph des Nominalismus? Anstatt das Klischee von der Unwirtlichkeit der Städte zu belegen, offenbart Leverkusen deren tiefere Unwirklichkeit. Und in genau diesem Sinne handelt es sich um eine vollkommene Traumstadt.

Wie allen Vorstellungsräumen fehlt Leverkusen eine echte Adresse. Trotz einwandfreier geographischer Lage – 51,02 Grad nördlicher Breite und 6,59 Grad östlicher Länge – bleibt die Stadt auf Dauer ein Ort ohne Ortung. Das „Wurzelschlagen im Sinnreich der Geschichte“, für den erdverbundenen Rechtskundler Carl Schmitt der Ursprung jeder Gemeinschaft, erschloß hier lediglich ein untergründiges Netzwerk von Tiefgaragen, dessen sichtbare Oberfläche auch als Innenstadt gilt. Nicht zu den Schatten der Vorwelt führen jene begehbaren Belüftungsschächte hinab, die alle paar Meter aus der Fußgängerzone ragen, sondern bloß zu mit dickem Rauhputz ausgespachtelten Steakhäusern oder halbseidenen Nachtclubs mit orientalischen Namen, irgendwo im Hohlraum zwischen zwei Parkdecks.

Heimatkunde heißt in Leverkusen, die Anzahl der Glühbirnen des bei Nacht erleuchteten Bayerkreuzes auswendig zu lernen. Doch als Geschichtszeichen taugen auch die eintausendsiebenhundert Vierzigwattbirnen kaum; sie sind ohnehin fortwährend Auswechslung unterworfen. Überhaupt prägt ein Mangel an Zeitspeichern den ganzen Ort: Selbst die undefinierbaren Gaswolken, die alle paar Jahre einmal quer durch den Ort schweben, um die Atemwege ausgewählter Anwohner zu reizen, besitzen nur einen sehr flüchtigen Wiedererkennungswert.

Die Raumzeitstelle der Stadt Leverkusen bleibt also bis auf weiteres nicht definiert. Will man Leverkusen dennoch unbedingt ein Koordinatenkreuz unterlegen, dann kann dies wohl nur sein Autobahnkreuz sein, dessen geometrischer Ursprung

ungefähr die Mitte des Stadtgebiets markiert. Gerade das Autobahnkreuz erklärte nun aber der französische Ethnologe Marc Augé zur Grundform jener kulturellen Leerstellen, die er mit dem Namen des Nichtortes belegte – Öffentlichkeit, die nicht auf Rücksprache mit der ebenso bedeutungsschwachen wie geschichts-trächtigen Gestalt des Menschen angewiesen ist. Leverkusen steht voll mit solchen Monumenten der Einsamkeit. Ein Labyrinth von Stadtautobahnen, Ypsilonbrücken und Spaghettiknoten zerschneidet die Stadfläche, ein Mosaik aus beschaulichen Wohnsiedlungen und kleineren Industriegebieten hervorbringend. Manchmal wahren an den Seiten der mindestens achtspurigen Schnellstraßen bloß ein paar dünne Häuserzeilen aus grauer Vorzeit die Fassade und ahmen so die längliche Zerdehnung jener alten Westerstädte nach, die fast mit den durchlaufenden Verkehrswegen verschmolzen. Infrastruktur ist in Leverkusen eine geistige Lebensform, allgegenwärtige Stelzenautobahnen bieten ein transzendentes Obdach. Die spätmittelalterliche Definition Gottes als Kreis, dessen Peripherie nirgends und dessen Mittelpunkt überall ist, beweist diese Stadt durch einen lupenreinen Umkehrschluß.

Wenn Leverkusen aus Gründen des Ansehens immer wieder auf jene netten Grünflächen und Waldbestände weist, die das weite Niemandsland zwischen all den Zubringern und Ostringen auffüllen und selbst noch die Kleeblätter des Autobahnkreuzes sanft umschließen, dann versteckt

alles, was die Stadt die Brücke zur zeitgemäßen High-Tech-Röhre mit innerer Einkaufskultur um. Ein besonders sinnreicher Leservorschlag für die Neubenennung lautet „Leviatobrücke“. Fast wie ein Virus schreibt sich das Autokennzeichen von Leverkusen selbst in die klingvollsten Namen dieser Welt ein – und setzt mit jeder neuen Traditionsanleihe den großangelegten Kreuzungsversuch fort.

Auch das Prinzip der Mittigkeit, anderswo Anlaß für Baustellen ohne Ende, löst das Amt für Stadtmarketing über Montagearbeiten im Kommunikationssystem. Denn während in gewöhnlichen Städten die zunehmende Verkehrsdichte ein untrügliches Indiz für das Erreichen der Stadtmitte abgibt, bleibe das Zentrum von Leverkusen selbst für fünfzehn Prozent der Pendler vollständig unsichtbar. Dieses innere Vakuum gedenkt das Amt mit „intelligenter Beschilderung“ und „optischen Signalen“ auszugleichen – vergleichbar, so Frau Müller-Friemuth, mit jenen Tafeln an der Autobahn, die auf das Durchqueren eines ansonsten kaum wahrnehmbaren Landstrichs hinweisen: „Herzlich willkommen im Weserbergland!“

Sogar beim Versuch, sich selbst zur gewachsenen Landschaft umzudefinieren, landet die Stadt wieder mitten auf der Autobahn, wo sich alle vermeintlichen Sehenswürdigkeiten und Naturdenkmäler hinter übergroßen Schautafeln verborgen halten. Was aber hat auch eine Kunststadt wie Leverkusen im fernab gelegenen Weserbergland verloren? Der Sauerländer



Alle Wege führen zu Bayer: Das verkehrsberuhigte Leverkusen muß sich um die Zukunft keine Kopfschmerzen machen. Foto Helmut Fricke

die Stadt gerade ihren wahren ästhetischen Vorsprung. Zwar setzte selbst der keineswegs kitschverdächtige Adorno auf den unwiderstehlichen Augenschein des Naturschönen, als er die „Landschaft der Toskana“ gegen die „Umgebung von Gelsenkirchen“ ausspielte, und auch das Ruhrgebiet selbst gibt sich heute bekanntlich bei jeder Gelegenheit als bessere Toskana aus. Leverkusen aber verkörpert gerade als vollsynthetischer Nichtort – man braucht bloß ins Griechische zurückzuwechseln – eine utopische Insel im öden Meer der Standortpolitik, Regionalförderung und Landschaftspflege. Ein Utopia mit siebzehnspurigen Schnellstraßen, sagenumwobener Fußgängerzone und der zauberhaftesten Fußballmannschaft aller Zeiten.

Keine natürliche Essenz kann die unendliche Freiheit auch nur nachahmen, die im Raster des Periodensystems ihre Heimat findet. Denn Schönheit, das zeigt uns Leverkusen, benötigt keine beglaubigte Abstam-

lungsurkunde. Alle Versuche, der Stadt im nachhinein doch noch ein unverwechselbares Profil zu verpassen, stellen den Laborcharakter Leverkusens lediglich ins Rampenlicht. Dennoch versucht die Stadt seit Jahren, ihre ureigenste Unbestimmtheit durch immer neue Akzentsetzungen zu überwinden – und vergrößert naturgemäß mit jeder Operation nur die Unschärfe. Sport wird zukunftsfröhlich ausgebaut zu Wellness, Wirtschaft erweitert sich verheißungsvoll zu Biotech. Immer weicher werden die Faktoren, die doch als griffige Anhaltspunkte dienen sollen. Einer der jüngsten Vorstöße zielte gar auf die Neuerfindung Leverkusens als Bildungsstandort: Er bestand – ein fast schon poetisches Sinnbild für die unhintergehbare Ortlosigkeit der Stadt – in der Eröffnung einer Zweigstelle der Fernuniversität Hagen. In weiter Ferne, so nah: Der Sitz im Leben steht immer anderswo.

Auch die Image-Beraterin, die seit dem Februar dieses Jahres das jüngst durch Meinungsforschung bestätigte „diffuse Außenbild“ der Stadt scharfstellen soll, war zuvor in einem weit entfernten Zentrum des Weltgeschehens tätig – bei Daimler-Chrysler nämlich, also in Berlin. Dort arbeitete Friederike Müller-Friemuth, die als Politologin über Freiheit bei Arendt, Foucault und Rorty promoviert hat, im strategischen Marketing: Zukunftsforschung wurde dort betrieben, Kontakt zum Kanzleramt gehalten. Doch während sich neue Baureihen verhältnismäßig leicht auf die soziale Umwelt eines Automobilkonzerns abstimmen

Schmitt sah die alteuropäische Idee des Territoriums, eine Eroberung aus dem Zeitalter der Seefahrt, zusammen mit dem klassischen Völkerrecht aus dieser Welt verschwinden – und träumte kurz nach dem Zweiten Weltkrieg in bemerkenswerter Nativität davon, „daß Menschen auf dem Wege zum Mond einen neuen, bisher völlig unbekanntem Weltkörper entdecken“. Auch Augé glaubt fest daran, daß nur „Signale von einem anderen Planeten“ die in ebenso hochtechnisierte wie entmenslichte Räume zerfallene Erdkugel wieder in einen Ort mit eigener Geschichte verwandeln können. Wir suchen den bestirnten Himmel über uns nach einem neuen Jerusalem ab – und trauen zugleich dem außerirdischen Boden unter unseren eigenen Füßen nicht, der doch einmal unsere Heimat war. Die Erde aber, das wissen zumindest Leverkusener, ist bewohnbar wie der Mond. Und wer wollte ausschließen, daß ihr erhabener Mittelpunkt an einem Autobahnkreuz liegt?



### NACH DEN KRAWALLEN: KREUZBERG KENNT VIELE ZEITRECHNUNGEN

K reuzberg am Tag nach der Revolution. Die U-Bahnen fahren immer noch. Das Subproletariat steht in Leggings und ausgebleichten Jeansjacken am Kottbusser Tor und reicht einander Bierdosen. Man kann die Stimmung rund um die türkischen Gemüsestände nicht anders denn als aufgeräumt und quirlig bezeichnen. Bei „Kaiser's“ Verbrauchermarkt allerdings ist noch ein Rollo heruntergelassen. „Durch Deutschland muß ein Ruck gehen“, ruft im Hinterhof ein Plakat, und gleich unter das verschmitzt verschwörerische Gesicht von Roman Herzog hat jemand hinzugepinselt: „1. Mai – Deutschland verrecke!“ Verschiedene Bedeutungsschichten wollen wie auf einem Palimpsest entziffert werden. „Verrecke doch selbst“, steht auf der nächsten Schicht, und darunter dann die Frage: „Worauf warten wir?“ Die „Küttler-Kiste“ (jedes Teil in roten Körben nur 0,55 Euro) ist gut besucht. Wagen für Reparaturverglasungen fahren durch die Straßen. Das Kino Babylon zeigt: „Im toten Winkel“. Der Oranienplatz ist wieder von den türkischen Frauen und ihren Kindern in Besitz genommen, die sich auf den Bänken angelegentlich unterhalten. Von deeskalationsbereiten Polizisten oder widerstandswilligen Autonomen weit und breit keine Spur. An den Straßenecken sind herausgerissene Pflastersteine säuberlich zu kleinen Haufen zusammengekehrt. Die Uhr in der Mitte des Platzes wird gerade wieder repariert. Am gleich zwei Mal geplünderten „Plus“-Markt machen sich zahlreiche Handwerker zu schaffen, die von Chefs mit Handy am Ohr, die auf dem Bürgersteig stehen, Anweisungen bekommen. Neue Glasscheiben werden eingesetzt, und auch die Rolläden müssen auf ihre Funktionstüchtigkeit überprüft werden. An den Hauswänden kleben Aufrufe wie „Keine Befreiung ohne Revolution“ oder „Heraus zum revolutionären 1. Mai: Kriegtstreiber stoppen – Kapitalismus zerschlagen“. Plakate daneben rufen zu zahlreichem Erscheinen beim Besuch des amerikanischen Präsidenten auf. Das Grünlicht an einer Ampel ist erloschen. Über der Adalbertstraße weht ein großes rotes Banner, das Marx, Lenin und Mao in dem bekannten Schattenriß zeigt. Darunter befindet sich das Solarium „Sun Holiday“, vor dem ein roter Ford Fiesta mit zerbrochenen Fensterscheiben steht. „Jetzt enthält Spargel schützt vor Darmkrebs!“, ist der aktuelle Aufmacher von „Bild“. In der Waldemarstraße liegen im Parkstreifen zwei umgestülppte und ausgebrannte Autos (Kleinwagen übrigens und eigentümlicherweise wieder ein Ford Fiesta); Brandgeruch liegt immer noch in der Luft. Der Mariannenplatz ist mit den alten Männern auf den Parkbänken ein Bild des Friedens. Die meisten Glasscheiben der Mariannen-Apotheke sind schon wieder ausgetauscht. Die Sonne kommt heraus: In den Straßencafés am Heinrichplatz ist schon kein freier Platz mehr zu ergattern. Vor einem Antiquariat sprechen ein Mann und eine Frau über Kapielski („Jeder hat das Recht, sich zu ändern, aber früher war er einfach besser“). Die Neue Gesellschaft für Bildende Kunst zeigt eine Ausstellung über „Evolutionäre Zellen“. Im Internationalen Zen-Tempel in der Oranienstraße bereitet man sich auf den zweitausendfünfhundertsechundvierzigsten Geburtstag des Shakyamuni Buddha am 19. Mai vor; alle sind zu der Feierlichkeit herzlich eingeladen. Jeder lebt eben in seiner Zeitrechnung, und die Welt der Revolution ist offenkundig eine andere als die der übrigen Zeit. MARK SIEMONS

